Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1912)

Artikel: Frühjahr an den Seen [Schluss]
Autor: Kesser, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764111

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FRÜHJAHR AN DEN SEEN

AUS TAGEBÜCHERN VON HERMANN KESSER

(Schluss.)

Mit einem Familiendampfer von Gardone aus nach einem unbelebten Ufer des Sees. Die Fahrt nach dem mystischen Zauberland kostet nur vier Lire, die Troubadour-Arie auf dem Schiff und die Sonne sind gratis. Man könnte auch Fußtouren und Wagenfahrten machen. Durch die mauerschattigen Dorfwege kommt man auf freie Höhen mit weiter und dankbarer Fernsicht. Ein „kleiner Rigi“ ist da, eine sehr romantische Schlucht mit Wasserfällen und wackligen Brücken, eine Papierfabrik und eine Mühle. Auch ein Tram ist vorhanden, das die Ortschaften mit einander verbindet und zum Besuche der Nachbarschaft lädt. Aber erstens ist der Fahrplan nirgends erhältlich und dann hat man immer das Gefühl, dass man den Pferden, dem Kutscher und dem Schaffner, die lieber unter sich sind, zur Last fällt. So empfiehlt sich denn der Vergnügungsdampfer von selbst.

Auf andern Seen stoßen und schnauben die Schiffe, sie teilen geräuschvoll das Wasser und rauschen lärmend dahin. Auf dem Gardasee schweben sie. Etwas von der milden Beschaffenheit der Gegend ist in den Mechanismus der Gardaseeschiffe übergegangen und macht die Fahrt zu einem sanften Vergnügen.

Der hausgroße Dampfer plätschert nach der lichthellen Seemitte, schon steigen göttlich heitere Rundbilder am Horizont herauf. Die Gesellschaft auf dem Schiff sieht es und tut durchaus nicht teilnahmlos. Die Sonne scheint den Menschen ins Herz hinein, sie jubilieren und benehmen sich wie die Kinder. Die Reisehandbücher, die aufgeschlagen auf ihren Knien liegen, fallen zur Erde, die fatale, redselige und wortarme Begeisterung beginnt. Superlative zischen wie Raketen empor. Einer entdeckt ein einsames Kap mit Schlosstrümmern, alten Zypressen und dunklen Hainen. Ein Wort fällt wie ein Knall unter die Leute: „Die Böcklinsche Toteninsel!“ Das ganze Schiff spricht plötzlich von Kunst, in die Augen der Mädchen steigt zwischendurch feuchter Glanz.

Die Halbinsel kommt näher. Sie ist leider nicht tot und auch nicht von Böcklin. Eine Kaffeehauswirtschaft mit einer

Pension richtet sich drohend wie ein unausweichlicher Zwangshafen empor, das Dampfschiff hält und kleine Bote wollen uns mitnehmen. Wie tolle Rangen springen die Mädels in geschwollenem Entzücken von der Schiffstreppe in die Barken. Die Toteninsel stellt sich als ein stark bevölkerter Ausflugsort dar. Ein wohnliches Landhaus steht zwischen den Magnolienbäumen, Zypressen und Zedern, und ein Gärtner, den eine alte Glocke herbeiklingelt, zeigt einen alten veronesischen Gelehrtensitz. Alles ist seit Jahrhunderten am gleichen Fleck. Nur dass die napoleonischen Krieger von den Büsten und Statuen die Nasen abgeschlagen haben. Ich nehme an, es geschah, weil es damals noch keine Ansichtskarten gab. Irgend ein Zeichen wollten die Söhne Frankreichs von der Reise nach Paris senden, da hieben sie einfach an den Statuen diese und andere Kleinigkeiten ab und schickten sie mit der Feldpost nach Hause, kleine und sinnige Geschenke für Liselotte und Blanche-Marie.

Ich verlasse die entzückende Halbinsel und ihre misshandelten Statuen und wandle in die Tiefe der Bucht.

Der Weg führt durch Gärten und Landgüter, schließlich durch einen modernen italienischen Park, das Besitztum eines Grafen. Sonderbare Schwärmer sind diese italienischen Edlen: Alle haben prachtvolle Villen mit ausgedehnten Gartenanlagen, aber keine davon ist bewohnt und nach und nach zweifle ich daran, ob diese vielen Landhäuser mit ihren unvergleichlichen architektonischen Gärten überhaupt noch den italienischen Adelsherren gehören. Ich glaube, sie sind alle in den Besitz von Verkehrsvereinen übergegangen und vielleicht nur zum Schein mit Dienern dekoriert. Oder — man kann es ja nicht wissen — der stramme Portier mit der Flanellweste und der wappengeschmückten Mütze, der auffallend vornehmen Gebärde und dem Viktor Emanuel-Bart, der Portier, der mit einem nervösen Zucken meine zehn Soldi ergreift, ist vielleicht selber der adelige Eigentümer und nur maskiert, wartet vielleicht auf den Augenblick, bis eine amerikanische Milliardärin den Park besucht, wirft hinter einer Taxushecke den Bart ab, ruft die Dienerschaft, die das scheinbar silberne Küchengeschirr putzt, zur Huldigung auf der Schlossterrasse zusammen und weist alle Parkbesucher, mit Ausnahme der ver-

blüfften Amerikanerin unter Musikbegleitung mit befehlendem Tenor zum Tor hinaus.

* * *

Am linken Ufer des Gardasees steht ein eigentümlich abgeflachter Berg, die *Rocca di Garda*. Er sieht wie ein unbenütztes Postament aus, und ich habe tatsächlich erfahren, dass dereinst eine Burg auf dieser Höhe gestanden hat und dass darin die blonde mittelalterliche Königin und fromme römische Kaiserin *Adelheid* von dem schwarzen italienischen König und Bösewicht Berengar II, der sie mit Teufelsgewalt seinem Schlingel von Sohn vermählen wollte, in jammervoller Gefangenschaft saß.

Traurig und weinend saß die hohe Frau in ihrem einsamen Turmgemach und schaute, wie ihre Bedrücker meinten, den segelnden Wolken zu. Ihre Augen, von schönerem und strahlenderem Blau als die Fluten des Sees, die zu ihren Füßen klagten, blinzelten aber in Wirklichkeit vom Morgen bis zum Abend nach einem tapfern Ritter aus. Ihre Haare, glänzender und goldener als die der hausbackenen Loreley, flatterten in den Winden, die Tag und Nacht den Turm umkosten. Von früh bis spät blickte sie hinab gen Norden, aus dem der Befreier kommen sollte, und schaute ins Welschland, in die tückische Lombardei hinunter, der sie mit geballten Fäustchen Tod und Verderben wünschte. Aber dreimal schon war der Schnee auf dem Gipfel des Monte Baldo geschmolzen, zum dritten Male blühten ihr die Rosen ins vergitterte Turmfenster herein, und kein Lohengrin stellte sich ein, um die dickfelligen Kriegsknechte des Berengar zu erschlagen. Wenn dann der Gardasee berghohe Wellen warf, dann wollte sie gleich, der wilde See möchte den Fels mitsamt ihrem Gefängnis und den ruchlosen Mannen wegspülen. Aber der Gardasee tat ihr die Liebe nicht an. Dem Schlosse aber nahte, von Monat zu Monat aufdringlicher geworden, König Berengar, der ihr mit List und Drohungen den Sohn als Gemahl aufreden wollte. Doch Adelheids Wille blieb ungebrochen, sie stampfte im Gegenteil mit den beiden Pantoffeln auf den Boden des Turmgemaches, dass der ganze Felsen ins Wanken kam, und Berengar erschrocken nach Verona zurückeilte. Jetzt aber schrieb Adelheid auf einen Pergamentstreifen ein brünstiges Gebet, rollte das Schreiben zusammen und schnellte es als

Bittgesuch mit einer Schleuder in die Wasser des Gardasees. Silberne Flammen zischten aus den Wellen auf, als der See den verzweifelten Brief der gefangenen Königin empfing. Die feigen Wachen am Ufer nahmen es mit Grausen wahr, und hinterbrachten es zitternd dem Burghauptmann. Adelheid aber sah das Zeichen mit Wonne, und in ihrem Herzen blühte die Hoffnung auf einen neuen Frühling.

In einer mondhellen Mainacht geschah dann das Wunder. Da schwollen die schwarzen Fluten den Fels hinauf, stiegen die Mauern empor, fluteten über die äußern Höfe und den Zwinger, wuchsen still und leise rauschend herauf bis zum Pallas und erstickten alle Reisigen in der schlafenden Burg. Auf der Zinne ihres Turmes stand inzwischen, die allein wachte und jubelte, die fromme Adelheid, und hier erst machten die Wasser, die sich immer höher hinantürmten, Halt. Gebettet in Rosenranken, die der See vom Turme gerissen hatte, glitt Adelheid gegen Morgen auf einem duftenden Kahn schlafend und träumend ins Freundesland. Die Burg San Giorgio nahm der See mit sich fort. Als der Tag heraufstieg, war kein Stein mehr von ihr zu sehen. Dort, wo der Gardasee am tiefsten ist, zwischen San Vigilio und Cap Manerba, soll sie auf dem Seegrund liegen. Der Gardasee aber bekam zum Dank das Himmelsblau aus den Augen der heiligen schönen Frau, die er aus Schmach und Not erlöst hatte.

So ging es im Mittelalter am Gardasee zu; es waren so glückliche Zeiten.

* * *

Was den Süden des Gardasees betrifft, so war er in der vorchristlichen Zeit der Schauplatz eines archäologischen *Dichterleidens*. Auf der Halbinsel Sirmione zeigt man heute noch die Kulissen der Szenerie, die Grotten des Catull. Auf diesen Namen hat das Volk die Grundmauern eines ungeheuren verfallenen und verschütteten antiken Palastes getauft. Altertumskundige Forscher wollen zwar wissen, dass man die Trümmer eines alten Bades aus der Zeit Constantins vor sich habe, und unmöglich ist es nicht, dass die Römer am Tore zum germanischen Barbarenland eines von jenen pomphaften Bauwerken hinstellten, durch die sich das absterbende Kaisertum allem Gerede über seine Morschheit zum Trotz beim

Volke und bei den Provinzlern in Achtung setzen wollte. Die Sirmioner wissen es anders. Die schreiben die Mauern dem Landhause des wohlhabenden römischen Lyrikers Gaius Valerius Catullus zu, der die Gegend entdeckt hatte und dann besang.

Weinlaub im Haar, skandierend und dichtend soll der Lieblings-Lyriker der untergehenden Republik, umgeben von einem empfindsamen Kreise vornehmer römischer Großstadtjungen in Sirmione von der blauen Schönheit des Gardasees getrunken haben. Auf dem schmalen Landstrich schuf er sich ein Stück Welt, wie er es wollte, ein Teilchen Griechenland. Hohe marmorne Säulen und griechische Götterbilder haben aus dem Dunkel von Palmenwäldern herausgeleuchtet, die von blitzenden Wellen rings umfangen waren.

Aber an dem sirmionischen Glück dieses Römers, des Dichterschülers der Griechen, fraß ein wahrer Racker von Weib, eine unzuverlässige römische Kokotte, die den Teufel im Leibe hatte, die mannstolle Clodia, Schwester des Publius Clodius Pulcher.

Die Leidenschaft für diese ungezogene Hetäre wohnte mit Catull auf Sirmione, und die Wellen des Gardasees rauschten den Rhythmus für die vielen traurigen Lieder, in denen Catull sein Liebesunglück in Verse goß, die dann bald darauf in Rom von fünfzig Schreibsklaven im gemeinsamen Diktat niedergeschrieben wurden und bei allen Buchhändlern zu haben waren. Inzwischen aber schien die Gardasonne mit doppelter Glut. Lesbia, wie Catull die Frau seines Herzens nannte, kam zum Besuch und wenn sie den Dichter nicht mit den Erzählungen ihrer vielseitigen Abenteuer ärgerte, hat er im Schatten kühler Haine wunschlose Stunden verlebt, ist er auf rosengeschmücktem, weißem Schiffe, begleitet von zarter Flötenmusik über den See gefahren und trunken vor Wonne gewesen. Das Ziel der Fahrt war dann jener traumschöne Felsen, das Cap Manerba auf der andern Seite des Golfs. Hier ist er wohl oft gelandet. Sklaven zogen das Schiff durchs riffige Wasser watend an Seilen in die Bucht. Lesbia sprang übermütig auf das weiche, nasse Moos, stieg lachend aus der Felsenenge hinauf zur Höhe und sah, in kostbare Felle gebettet, den Dienerinnen zu, die sich beim Klange bacchischer Weisen im Tanze drehten. Catull aber seufzte, und sandte immer wieder neue Verse nach Rom.

* * *

Der italienische Hauptplatz am See ist heute *Salò*. Während sonst alles am Gardasee, was in großen und ruhmreichen Zeiten erstanden war, in Schutt gesunken ist, hat sich in Salò die Vergangenheit sichtbar erhalten. Da sind die alten schmalen Gassen mit Säulengängen und Straßenüberbrückungen, ein altes ernstes Municipio aus der geschichtlichen Glanzzeit und eine geplünderte Kathedrale, da sind Plätze von der Öffentlichkeitswürde großer italienischer Städte, Häuser, in denen berühmte Männer geboren wurden und Straßen, in denen das Handwerk und das Familienleben nackt vor der Tür stehen. Am Ufer sieht man jene ineinandergeschobenen, schmalbrüstigen, kleinen, italienischen Häuschen, die geradewegs ins Wasser zu steigen scheinen und mit ihren Terrassen und Landungsplätzen an die Dörfer und Städte am Mittelmehr und an der Adria erinnern, wo die Menschen mit dem Wasser zusammenleben und der See zur Wohnstube wird.

Die Umgebung der Stadt ist reich an verlorener Schönheit. Landhäuser mit herrlich wuchernden Gärten und alten Brunnen, ein Friedhof am stillen unbewohnten Ende der Bucht, behütet von einer Reihe monumentaler Zypressen, flächige grüne Hügel, die am Fuße ebenmäßiger Berge lagern, und ein mild verlaufendes Uferland, das die Bucht in einer schönen vollen Biegung umspannt: Das alles macht Salò zu einer entzückenden kleinen Seestadt. Kein Zufall, dass an dieser Stätte jener Italiener gelebt hat, der aus der alten dürftigen Kratzgeige die feinfühlige zartsaitige Violine schuf. Gasparo da Salò, der Musiker und große Geigenbauer, ist durch die Sehnsucht, für den Zauber dieser Landschaft zitternde und schwingende Töne zu finden, zum Erfinder des zartesten aller Instrumente geworden. Er ist in Salò geboren, ein Sohn des Gardasees, der an seiner Erfindung mithalf. Das Haus, in dem er zur Welt kam, steht in der alten Stadt.

Als ich eines Tages aus Salò nach Gardone zurückwanderte, da entdeckte ich an der großen Straße ein anderes, nicht minder erinnerungsattes Haus. In einem weiten Torbogen, den ein kunstvolles, schmiedeeisernes Gitter von der Straße abschloss, sah ich einige mir höchst vertraute Gegenstände an der Wand hangen, bei deren Anblick mir sofort alles Italienische zerrann und orthodox-deutsch-commentmäßige Erinnerungen herauftauch-

ten. Vermutlich der Gardaseewohnsitz eines ehemaligen Korpsstudenten, der sich den Deutschen in Salò zur Ausübung seiner ärztlichen Kunst zur Verfügung stellt und mit den Säbeln, Schlägern und Körben auf seine akademische Vergangenheit weisen will. Nein. Auf einem Messingschild von denkbar stattlicher Deutlichkeit stand zu lesen, dass hier vormals ein deutscher Barde gehaust hat. „*Otto Erich Hartleben*". Und jetzt ward mir alles klar. Das Haus mit dem schönen Torbogen ist die Villa Halkyone, und ihr ehemaliger Besitzer ist der tote deutsche Dichter Hartleben. Ich sehe, dass die Villa Halkyone ein Gasthaus geworden ist. Aber ein tragisches Gasthaus. Hier wollte Hartleben wachsen, griechischer und klassischer werden. Hier wollte er sich mit Gesinnungsgenossen an die Spitze der deutschen Literaturkultur stellen. Aber schon sind viele von den deutschen Sängernamen, die im Garten der Villa auf den Sitzen der Hartlebenschen „Akademia" angeschrieben sind, in die Versenkung gefallen. Hartleben selbst, der sich das Dasein unter dem griechischen Gardahimmel so schön gedacht hatte, kränkelte und starb in Salò, wenige Monate nachdem das Haus fertig stand. Das Heim, das er sich schuf, trägt die Zeichen seiner rasch ansetzenden und schnell erlahmenden Hand. Es ist aus grotesken und heiteren Einfällen zusammengesetzt, wie der Bauherr. Heute wirkt es wie ein verlassenes Theater, in dem die Erinnerung an glückhafte und frohe, an gequälte und klangarme Töne lebendig wird, wie ein Haus, in dem nicht Lachen noch Weinen wohnen kann.

* * *

Wochenlang war der Gardasee blau und brav gewesen, einfarbig und unbewegt wie der unermüdlich heitere Himmel. Die Glut brannte in allen Gärten und Häusern, die Sehnsucht nach einer Änderung in allen Augen. Und wieder steigt ein sengender Tag herauf, aber kleine Wolkenfetzen hangen am Himmel und kühle und warme Winde blasen in einem fort über die Bäume hin. Und dann wallt mit einem Mal eine massige Aufregung über Land und See, der Wind schüttelt die Zedern und Zypressen, der See wird schillernd wie Perlmutter, auf den Kämmen der Wellen blinken weißschaumige Spitzen. Noch immer leuchtet im Süden der blaue und goldene Himmel, aber aus den nördlichen Bergen rast, von

den Winden geführt, eine finstere Wolkengesellschaft und dort, wo der See noch von den Alpen umklammert ist, wälzt sich das Dunkel in die Breite der Wasser. Die Alpen, die ungeheuren Wolken- und Windsammler, entladen sich, die Ufer werden schattig und wetterdüster. Wie flatternde Wasserfahnen peitschen die Gießbäche über die Felsenmauern des Rivasees. Auf der Ponalestraße rennt der Sturm in fürchterlichem Lauf dahin, in den offenen Türmen bringt er die Kirchenglocken zum Dröhnen, und die Mauern der alten Burgen fühlen ihn stöhnend nahen.

In solchen Stunden kommt über den Garda Furcht und Zittern. Er atmet in ängstlichen zuckenden Wellen wie eine fiebernde Brust. Seine blauen Wasser verbleichen und wandeln sich in fahles gelbliches Grün. Am Ufer kommt der Sturm zuerst zur Macht, von den Winden in die Höhe gerufen, steigen die Wellen mit Brausen und Tosen an den Klippen hinan. Aber auch in der Seemitte werden die Schrecken lebendig, dort schwillt das Wasser, wie wenn der felsige Seegrund flüssig und wogend geworden wäre und die Wellen zum Himmel hinaufschleudern wollte. Wellentäler und Wellenberge ziehen in Reihen über den See, hellgrüne, gelbe und schwarze Wellen, von denen die eine über die andere stürzt. Aber immer in Schönheit und Regelmäßigkeit. Die breiten schäumenden Wellen erinnern an die stilisierten Wogen auf griechischen Seeschlachtenreliefs, an schöne klassische Marmorwogen mit überhängender Spitze. Nur der Garda vermag solche Wellen zu erzeugen, der Garda, der klassische See.

Die Wohltat der Abkühlung zu genießen, ergehe ich mich am Strande. Ein feuchter Geruch liegt zwischen den Büschen, immer noch stürmen die schlagenden Wogen in geschlossenen Reihen das Ufer und der Wind, ihr Feldherr, wirft sie mit solcher Gewalt an das Gestein, dass sie aufschreiend zerbersten und weit ins Ufer hinein ihre Feuchtigkeit versprühen. Inmitten einer Brandung schaue ich ein Weib, das mit aufgelösten Haaren auf einem Felsenriff steht. Sie hascht mit ihren Armen nach den aufspringenden Wassern, die sich zu ihren Füßen brechen. In dem Wasserdunst und dem Sprühschaum badet das Weib, ein reifes und schlankes Mädchen, ihr Gesicht und ihre nackten Arme, ihre Arme, die sie den Wellen weit ausgespannt entgegenstreckt, als wollte sie den Sturm einfangen und dankbar an ihre Brust

drücken. Das alles tut sie mit den ruhigen Bewegungen einer Glücklichen. Ab und zu höre ich ihre befreienden Seufzer. Durch kurze Minuten hindurch ruht sie aus, lehnt zufrieden und regungslos an den Felsen, schaut zum Himmel hinauf, wo die Wolken wettern, blickt die Bucht hinauf und herunter, die in einen weißen Schaumkranz verwandelt ist, und beginnt ihr Spiel von neuem. Dann schüttelt sie endlich, indes der Sturm verklingt, das Wasser aus den nassen Haaren, lauscht, wie der Wind verdröhnt und geht aufrecht, von dem Gewitter gesättigt, von dannen.

□□□

In dem ersten Teil dieser Impressionen sind versehentlich einige Druckfehler stehen geblieben. So soll es auf Seite 346 des ersten Juniheftes auf der neunten Zeile heißen: Man vibriert nach dem Hinterland (statt vibriert sich), auf Seite 348 bitten wir auf der 32. Zeile statt Schmelzendes zu lesen: Schnelles. D. R.

□□□

DIE GROSSE KUNSTAUSSTELLUNG IN DRESDEN

Von jenen Deutschen, die Wand- und Tafelmalerei am besten zu scheiden wissen, ist *Otto Gussmann* in Dresden an erster Stelle zu nennen. Er komponiert sicher in Bogen- und Zwickelfelder; trotz ihrer sakralen Haltung sind seine Figuren von weich melodischem Ausdruck, seine Farben sind von festlichem Klang. Von ergreifendem Ausdruck ist der Christus von *Adolf Bühler* in Freiburg; nicht ein minniglicher Heiland, sondern ein schmerzlich sinnender Held, ein gereifter Denker und Dulder, der der Welt Sünde trägt. Das ist ohne symbolisches Beiwerk, nicht als Illustration irgend einer Bibelstelle gedacht, sondern der unmittelbare Ausdruck eines starken Gefühls durch vollendete Mittel der Kunst. Wie schwachmütig wirkt daneben ein abgestempelter Kirchenmaler wie *Pfannschmidt*, wie unbedeutend die beiden Triptychen „Ostern" und „Weihnachten" von *Hans Thoma* mit ihren leeren Köpfen und ihren unpersönlichen und unbeholfenen Darstellungsmitteln. *E. v. Gebhardt* hat leider nur Entwürfe zu den Gemälden aus